

Christine Millman

Seth

*Als die
Sterne fielen*



Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2015

Text © Christine Millman, 2015

Lektorat: Katharina Kohlhaas

Umschlagbild: shutterstock.com / © ostill (Mädchen) / © Nomad_Soul

(Hintergrund) / © Nixx Photography (Sterne)

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60091-9

www.carlsen.de

Christine Millman

Seth

*Als die
Sterne fielen*



Sonntag, 28. März

Mariam

»... trotz seiner Größe wird ein Einschlag als unwahrscheinlich angesehen.

Wissenschaftler des astronomischen Instituts Hawaii bezeichnen die Gefahr als gering und positionieren den Asteroiden, der von seinem Entdecker den Namen Seth erhielt, lediglich auf Stufe zwei der Toriner-Skala. Voraussichtlich in der Nacht zum 11. April wird er die Erde passieren ...«

»Ton aus«, sagte Mariam genervt. Der Fernseher verstummte. Weder hatte sie Lust noch Zeit, sich wenige Wochen vor den Prüfungen mit einem drohenden Asteroideneinschlag zu befassen. Zudem verabscheute sie die Panikmache der Medien. Vor kurzem erst hatte sie im GEO-Blog über die Wahrscheinlichkeit eines tödlichen Impakts gelesen. Die lag bei eins zu einhundert Millionen. Sieben Mal niedriger als die Möglichkeit auf einen Sechser im Lotto.

Mariam schnaubte. Allein der Name, den der Typ dem Asteroiden gegeben hatte, sorgte für Endzeitphantasien. *Seth* – der ägyptische Gott des Chaos und Verderbens. Das musste die Menschen ja nervös machen. Auf jeden Fall würde sie sich lieber auf ihr Abitur konzentrieren. Als Tochter afghanischer Einwanderer, die ihr Leben der Karriere gewidmet hatten, wurde das von ihr erwartet. Sie nahm einen großen Schluck von dem Energy-Drink, der neben ihr stand. Er würde ihr helfen, sich wieder konzentrieren zu können. Das tat er immer, und genau deshalb war sie süchtig nach dem Zeug. Unten hörte sie ihre Mutter telefonieren. Sie klang aufgeregt. Wahrscheinlich hatte einer

ihrer Assistenzärzte einen Fehler begangen und sie stauchte ihn dafür kräftig zusammen.

»... ist noch nicht bereit für die Wahrheit. Zehn Tage sind zu lang. Vertrau mir«, hörte sie ihre Mutter sagen.

Unwillkürlich horchte Mariam auf. Das klang nicht so, als würde sie mit einem ihrer Untergebenen sprechen. Eine Weile herrschte Schweigen und Mariam glaubte schon, ihre Mutter hätte das Telefonat beendet, doch dann sprach sie weiter:

»Was um alles in der Welt hat deine Mutter damit zu tun? Sie wird sich damit abfinden müssen. Wir alle müssen das.«

Mariam stutzte. Redete sie etwa mit ihrem Vater? Er hatte am frühen Morgen das Haus verlassen, lange bevor sie aufgestanden war. Seit Monaten kam er nur noch an den Wochenenden nach Hause. Er behauptete, an einem wichtigen Regierungsprojekt zu arbeiten. Auf Mariams Frage, um was genau es sich dabei handelte, antwortete er nur ausweichend und lenkte nach spätestens zwanzig Sekunden vom Thema ab. Üblicherweise, indem er ihre Schulnoten oder ihr nicht vorhandenes Liebesleben zur Sprache brachte.

Womit sollte ihre Großmutter sich abfinden? Etwa mit der Trennung von Mariams Eltern? In letzter Zeit fragte sie sich oft, ob ihr Vater in Wirklichkeit gar nicht mehr bei ihnen wohnte. Da sich ihre Mutter in seiner Gegenwart jedoch normal benahm, hatte sie den Gedanken immer wieder verworfen.

Seufzend stellte sie den Energy-Drink zur Seite. *Lauschen gehört sich nicht, es ist unhöflich*, sagte ihre Großmutter stets. Außerdem hatte es keinen Zweck, sich um die Ehe ihrer Eltern zu sorgen, bevor nicht bewiesen war, dass diese wirklich am Ende war. Entschlossen blendete sie die Stimme ihrer Mutter aus und wandte sich wieder der Konjugation französischer Verben zu. *Indicatif présent, indicatif futur simple, indicatif passé antérieur ...* Mariam stöhnte. Wie sie Französisch hasste.

Ein leises Klopfen an ihrer Tür riss sie aus ihrer hart erkämpften Konzentration. »Mariam?«

Genervt rollte sie mit den Augen. Sie hatte gar nicht bemerkt, dass ihre Mutter aufgehört hatte zu telefonieren. »Ich lerne, Mama.«

»Das Lernen kann warten. Wir müssen reden.«

Das Lernen kann warten? Das war das erste Mal, dass Mariam diese Worte aus dem Mund ihrer Mutter hörte. Üblicherweise sagte sie Dinge wie: *Du solltest zuhause bleiben und lernen! So viel und so lange wie möglich. Eine Zwei ist nicht gut. Sie bedeutet, du hast Fehler gemacht. Denk an deine Zukunft.*

Dafür konnte es nur eine Erklärung geben. »Ist was passiert? Mit Papa?«

Ihre Mutter betrat das Zimmer. In Momenten wie diesem wünschte Mariam sich, später auszusehen wie sie, denn trotz ihrer sechsundvierzig Jahre war sie eine sehr attraktive Frau. Ihr dichtes, schwarzes Haar umrahmte ein bis auf ein paar Krähenfüße faltenfreies Gesicht. Ihren schlanken Körper hielt sie mit Pilates in Form. Der strenge Zug um ihren Mund trat an diesem Tag allerdings besonders deutlich hervor, was ihre innere Anspannung verriet. Erfahrungsgemäß ging Mariam ihr dann lieber aus dem Weg.

Sie beschloss, in die Defensive zu gehen. »Also, was ist? Hab' ich etwas angestellt, von dem ich nichts weiß?«

Erfolglos versuchte ihre Mutter ein entspanntes Lächeln zu simulieren. Der Kummer in ihren Augen war nicht zu übersehen. Zu Mariams Verwunderung nahm sie den Stuhl, der neben ihrem Bett stand und über den sie abends ihre Kleider legte, und setzte sich. Anscheinend plante sie eine längere Rede. Würdevoll faltete sie ihre Hände im Schoß.

»Ich muss dir etwas erzählen«, fing sie an, in einem Ton, der Mariam das Schlimmste befürchten ließ. »Aber zuerst muss ich dich darauf hinweisen, dass du es niemandem erzählen darfst. Nicht deinen Freundinnen, niemandem auf Facebook und schon gar nicht irgendjemandem aus der Familie.«

»Ihr habt euch getrennt«, stieß Mariam hervor.

Ihrer Mutter waren traditionelle Werte sehr wichtig und sie wollte sicher

vermeiden, dass es jemand aus der Familie erfuhr. Vielleicht schämte sie sich auch, weil sie sich einst über die Wünsche ihrer Eltern hinweggesetzt und wegen etwas so Unbeständigem wie Liebe geheiratet hatte. Das Erstaunen im Gesicht ihrer Mutter wirkte echt. »Was? Aber nein. Dein Vater und ich haben uns nicht getrennt. Wie kommst du denn darauf?«

»Na, weil Papa schon seit Monaten weg ist.«

Mit einem Schnalzen tat sie Mariams Worte ab. »Das ist Unsinn. Er arbeitet.«

Erleichterung durchflutete Mariam, gefolgt von Misstrauen. Was konnte schlimmer sein als die Trennung ihrer Eltern? »Okay. Was ist es dann?«

Ihre Mutter zögerte, fixierte ihr Gesicht, als versuchte sie herauszufinden, ob Mariam die Neuigkeit tatsächlich würde verkraften können.

»Mama, ich muss lernen, komm zum Punkt bitte.«

Ihre Mutter schloss die Augen und sog tief den Atem ein, bevor sie ihn mit einem Seufzen wieder ausstieß. »Hast du heute die Nachrichten gesehen?«

Die Frage entlockte Mariam ein weiteres Augenrollen. Warum zog sie die Verkündung unnötig in die Länge? Das war sonst gar nicht ihre Art. »Zum Teil, wieso?«

»Also gut. Ich sage es so, wie es ist. Der Schock wird nicht kleiner, wenn ich versuche, es in schöne Worte zu verpacken.«

Schock klang ernst. Instinktiv beugte Mariam sich vor. »Bist du krank?«

»Hast du von dem Asteroiden gehört?«, fragte ihre Mutter, statt eine Antwort zu geben.

Mariam nickte Richtung Fernseher, wo gerade ein Mann auf eine Linie deutete, die wohl eine Flugbahn darstellen sollte. Ohne Ton war das schwer zu sagen. »Meinst du diesen Seth?«

»Ja.«

Mariam zuckte mit den Schultern. »Ja und?«

»Die schlechte Nachricht ist, er wird die Erde treffen.«

»Was?« Ein eiskalter Brocken sackte in ihren Bauch. Sie musste sich

verhört haben. *Seth würde die Erde treffen?* Niemals. »Scheiße. Woher weißt du das?«

Ihre Mutter seufzte. »Du sollst nicht fluchen, Mariam. Ich weiß es von deinem Vater. Er arbeitet an einer unterirdischen Biosphäre, die das Überleben der Menschheit sicherstellen soll.«

Nein. Unmöglich. Was erzählte ihre Mutter da? Mariams Gedanken überschlugen sich. Lernen, Abitur, französische Verben flogen in Überschallgeschwindigkeit davon. Plötzlich ergab alles einen Sinn. Das seltsame Verhalten ihrer Eltern, die Abwesenheit ihres Vaters, die Geheimnistuerei wegen seiner Arbeit. »Eine Biosphäre? Das ist also das Regierungsprojekt, von dem er gesprochen hat?«

Ihre Mutter nickte. »Die Union hat dreißig Bunker in und unter den höchsten Bergen Europas bauen lassen. Weil wir in Hessen keinen höheren Berg haben, gehört die Wasserkuppe dazu. Dein Vater war maßgeblich an der Planung, Entwicklung und Errichtung der Biosphären beteiligt. Dank seines agrarwissenschaftlichen Fachwissens und meiner chirurgischen Ausbildung bekommen wir einen Platz in der Wasserkuppe und gehören damit zu jenen, die eine reelle Überlebenschance haben.«

»Aber ...«, wie konnte ihre Mutter nur so cool bleiben? »Das Ding ist ein globaler Killer, Mama.«

Angespannt wartete Mariam darauf, dass ihre Mutter versuchen würde, sie zu beschwichtigen, bevor sie noch anfangen würde zu heulen. Doch ihre Mutter schwieg.

»Können die denn gar nichts tun? Ihn abschießen oder so?« Durch den Schock klang ihre Stimme seltsam hohl.

»Sie werden es versuchen, aber der Asteroid ist sehr groß. Es besteht wenig Hoffnung.«

Mariam schwirrte der Kopf. Angst schnürte ihr die Kehle zu. Plötzlich bekamen die Meldungen im Fernseher eine andere Bedeutung. Das, was da gezeigt wurde, war keine sensationsgierige Panikmache, sondern Realität. *Oh*

Gott. Kurz überschlug sie, wie lange ihr Vater bereits an der Biosphäre arbeitete. Knapp sechs Monate. Ihre Eltern wussten also mindestens seit einem halben Jahr von Seth, was bedeutete, dass es die Regierung ebenso lange, wahrscheinlich sogar länger, wusste. Das wiederum bedeutete, dass die europäische Führungsspitze es absichtlich geheim hielt.

»Die Unionskanzlerin wird es in einer Woche offiziell verkünden«, sagte ihre Mutter. »Dann sind wir bereits auf dem Weg zur Wasserkuppe.«

Sie straffte ihren Rücken und räusperte sich. Ein deutliches Zeichen für weitere schlechte Nachrichten.

»Was ist noch?«, bohrte Mariam.

»Die ersten ein bis zwei Jahre werden wir in Kryokammern verbringen.«

Erschrocken riss Mariam die Augen auf. »Kryokammern? Wir werden eingefroren? Warum?«

»Um die erste Zeit nach dem Einschlag zu überstehen, ohne unsere Nahrungsmittelvorräte anbrechen zu müssen und damit die Biosphäre Zeit hat, sich zu stabilisieren. Durch die Folgen des Impakts wird auf der Erde nichts mehr wachsen. Jahrzehnte, wenn nicht sogar Jahrhunderte lang.«

»Aber niemand ist bisher länger als sechs Monate im Kryoschlaf gewesen«, zweifelte Mariam.

»Zwölf Monate sind gesichert, hat dein Vater gesagt. Danach werden unsere Vitalfunktionen von dem Personal, das sich nicht im Kryoschlaf befindet, auf das Strengste überwacht. Spätestens nach zwei Jahren werden wir aufgeweckt.« Ihre Mutter wusste genaustens Bescheid. Und Mariam hatte nichts gemerkt. Entweder war ihre Mutter eine gute Schauspielerin oder Mariam war zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen.

Unvermittelt schwebte eine Zahl durch ihre Gedanken. *Acht Milliarden*. So viele Menschen lebten auf der Erde.

»Wie viele von uns sollen auf diese Weise gerettet werden?«

Ihre Mutter senkte den Blick. »Genug, um den Fortbestand der Menschheit zu sichern.«

»Wie viele, Mama?«

»Im Bunker Wasserkuppe etwa tausendfünfhundert. Wie viele es in anderen sind, kann ich nicht sagen. Die Wasserkuppe gehört zu den kleinen Biosphären.«

Schnell überschlug Mariam die ungefähre Kapazität der Bunker. Selbst wenn jede Industrienation hunderttausend Menschenleben rettete, würden *sieben Milliarden* Menschen sterben. Mindestens. Viele nicht sogleich, doch irgendwann ganz sicher. Überleben auf einem Planeten, auf dem nichts wachsen konnte, auf dem es weder Tiere noch Pflanzen gab, war nicht möglich. Unwillkürlich dachte sie an ihre Freundin Katharina, an ihre geliebte Großmutter und Chris, den sie einen Monat zuvor in der Seniorenresidenz kennengelernt hatte, in der ihre Großmutter lebte. Er war der erste Junge, den sie richtig mochte und auch er schien sie zu mögen, wenn man die Blicke bedachte, mit denen er sie musterte. Sie dachte an ihre Lehrer und Mitschüler, an ihre Verwandten, die im fernen Afghanistan lebten und von alledem keine Ahnung hatten. An die Verkäuferin im Bioladen, die immer mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhr und jedem Kunden die Vorteile eines umweltbewussten Lebens erklärte. An das schwule Pärchen von nebenan, an die Kindergartenkinder, die sie hörte, wenn sie draußen spielten, weil der Kindergarten nur fünfzig Meter entfernt lag.

Sie alle würden sterben.

Bei der Vorstellung spürte sie, wie ihre Kehle zuschwoll und Tränen in ihre Augen stiegen. Nur verschwommen nahm sie wahr, wie sich die Hand ihrer Mutter auf ihr Bein legte.

»Es ist furchtbar, ich weiß. Fast jede Nacht liege ich wach und grüble, frage mich, warum gerade wir zu den Privilegierten gehören? Was ist mit den anderen? Haben sie es nicht ebenso verdient gerettet zu werden? Wenn ich einen Patienten operiere, muss ich mich zwingen, es zu Ende zu bringen, weil ich keinen Sinn mehr darin sehe, Menschen zusammenzuflicken, die sowieso sterben werden.«

Verwundert blickte Mariam auf. Dass ihre allzeit beherrschte Mutter so offen über ihre Selbstzweifel sprach, machte die Katastrophe noch viel realer. Und schlimmer.

Tränen schossen in ihre Augen. Sie konnte und wollte sie nicht mehr zurückhalten. Ihre Mutter gehörte nicht zum liebevollen Typ, trotzdem warf Mariam sich ihr schluchzend in die Arme. Sie brauchte Trost und das Gefühl, nicht alleine zu sein.

»Wir schaffen das«, flüsterte ihre Mutter. »Lass dein bisheriges Leben hinter dir und konzentriere dich auf die Zukunft. Darauf, zu überleben.«

Die Worte sollten sie ermutigen, sollten ihr Hoffnung geben, doch das taten sie nicht. Überleben, das war alles, was von jetzt an zählte.

Wie sollte es ihr unter diesen Umständen gelingen, ihren Alltag zu bewältigen? Sorglosigkeit zu heucheln in dem Wissen, dass alle Menschen, die ihr begegneten, sterben würden? Dass alles, was lebte – jeder Baum, jede Blume, jeder Vogel, jede Katze und jeder Hund dem Untergang geweiht war?

Als hätte ihre Mutter ihre Gedanken gehört, fasste sie Mariam an den Schultern und sah sie eindringlich an. »Du musst jetzt stark sein! Am besten hältst du dich von anderen fern. Schieb es auf den Prüfungsstress. Zehn Tage musst du durchhalten, dann machen wir uns auf den Weg.«

Zehn Tage waren eine lange Zeit, wenn man so tun musste, als wäre alles in bester Ordnung, obwohl die Menschheit ihrer Vernichtung entgegeneilte. Mariam kannte sich. Vor allem vor ihrer Großmutter würde es ihr schwerfallen, sich zu verstellen. Oh Gott, ihre Großmutter. Sie könnte es nicht ertragen, wenn ihr etwas zustieß.

»Was ist mit Oma?«, fragte sie mit tränenerstickter Stimme.

Ihre Mutter ließ Mariams Schultern los. Ihre Arme sackten nach unten, als wären sie plötzlich zu schwer, um sie zu heben. »Sie ist alt und krank. Wir können nichts für sie tun.«

»Was? Aber wir können sie doch nicht einfach zurücklassen.«

»Wir haben keine andere Wahl.« Schwerfällig stand ihre Mutter auf.

Offensichtlich rüttelte der Gedanke an ihre Schwiegermutter an ihrer Beherrschung.

Der Schock lähmte Mariams Gedanken. Sie liebte ihre Oma über alles und konnte sie unmöglich ihrem Schicksal überlassen, während sie selbst in der schützenden Biosphäre hauste. Wie stellte ihre Mutter sich das vor?

Aufgeregt sprang sie auf. »Ich will zu ihr und mit ihr reden.«

Ihre Mutter fuhr herum. »Das darfst du nicht.«

Mariam stemmte die Arme in die Hüfte. »Warum nicht?«

»Weil du sie nicht aufregen sollst und weil wir uns zur Geheimhaltung verpflichtet haben. Wenn wir das missachten, kann das zu unserem Ausschluss führen. Das willst du doch nicht, oder? Du trägst jetzt auch Verantwortung für *unser* Leben!«

Sprachlos starrte Mariam ihre Mutter an. Nie hatte ihre Großmutter etwas von ihr verlangt, hatte sie Kind sein lassen, sie geliebt für das, was sie war und nicht für ihre Leistungen, ganz im Gegensatz zu ihren Eltern. Bei ihr fühlte Mariam sich frei. Als ihrer Oma ein Jahr zuvor wegen ihres Diabetes ein Unterschenkel amputiert werden musste, zog sie freiwillig in ein Heim für Senioren, weil sie ihrem Sohn nicht zur Last fallen wollte. So eine Frau war sie. Selbstlos, liebevoll und stark.

»Ich habe mich zu gar nichts verpflichtet«, stieß Mariam hervor.

Ihre Mutter seufzte tief. »Mariam, bitte, sei doch vernünftig. Wir haben keine andere Wahl. Nicht, wenn wir überleben wollen.«

Sie durften überleben. Aber zu welchem Preis? Den Einwand ihrer Mutter missachtend, zerrte Mariam ihre Sneakers unter dem Bett hervor und schlüpfte hinein.

»Mariam.« Zaghaft legte ihre Mutter eine Hand auf ihren Rücken. »Denk doch mal nach. Was soll es bringen, wenn Oma die Wahrheit erfährt? Willst du, dass sie sich aufregt und möglicherweise einen Herzinfarkt erleidet? Sie ist alt und krank.«

Entschlossen streifte Mariam die Sneaker über und schnürte sie zu. Ihre

Mutter verstand es einfach nicht. Sie musste hier raus. Den Himmel und die Wolken sehen. Dem Gesang der Vögel lauschen. Vielleicht zum letzten Mal. Die Wände schienen sie zu erdrücken, nahmen ihr die Luft zum Atmen. Ihre Mutter packte sie am Arm und rüttelte sie. Mariam riss sich los und stürmte zur Tür.

»Kind, du kannst in diesem Zustand nicht gehen. Das verbiete ich dir!« Die Stimme ihrer Mutter klang streng, befehlsgelehnt.

Mariam stoppte. Ihr Körper zitterte, weil sie gegen den überwältigenden Fluchtinstinkt ankämpfte.

Etwas hielt sie zurück.

Vielleicht die Tatsache, dass ihre Mutter sie *Kind* genannt hatte, was sonst nur ihre Oma tat. Vielleicht auch der Funke Vernunft, der ihr sagte, dass ihre Mutter Recht hatte.

Sie würde Oma nur aufregen. Im Gegensatz zu ihren Eltern hatte sie sich nicht zur Verschwiegenheit verpflichtet, aber sie trug jetzt eine Verantwortung. Weil es keinen Ort auf dieser Welt gab, der Sicherheit oder Trost versprach, weil es kein Entkommen gab, musste sie schweigen.

Dienstag, 30. März

Chris

»Eins.« Eine Kochsendung.

»Zwei.« Irgendein alter Spielfilm.

»Drei.« Eine Seifenoper.

Christopher seufzte. Um die Mittagszeit war das Fernsehprogramm beschissen. In einer Stunde musste er auf der Arbeit sein. Bis dahin wollte er sich entspannen, doch nicht, indem er sich solchen Mist anschaute.

»Schalt auf die Achtzehn, ich will die Killerbande sehen«, nörgelte sein Bruder Luca neben ihm.

»Ich hab keine Lust auf deinen Kinderscheiß«, entgegnete Christopher.

»Das kannst du dir reinziehen, wenn ich weg bin. Fünf.« Noch eine Seifenoper. »Sechs.«

Eine blonde Nachrichtensprecherin saß vor dem dreidimensionalen Bild eines riesigen, zerklüfteten Gesteinsbrockens, der durch das Weltall schwebte.

»... Wissenschaftler aus aller Welt treffen sich in New York, um darüber zu beraten, wie der Asteroid aufgehalten oder von seiner Flugbahn abgelenkt werden kann. Noch ist nicht geklärt, ob er die Erde treffen wird, doch aus gesicherter Quelle geht hervor, dass er sich uns gefährlich nähern wird ...«

Luca stöhnte genervt. »Schalt das weg. Ich mag keine blöden Nachrichten sehen.«

»Sei still, ich will das hören«, zischte Christopher.

»Das ist doch voll blöd.« Sein Bruder schimpfte unbeeindruckt weiter.

»Wenn du nicht umschaltest, sag ich es Mama.«

»Halt die Klappe, du Petze«, befahl Christopher und dann mit monotoner

Stimme: »Laut!«

Der Fernseher wurde lauter. Mittlerweile war die blonde Nachrichtensprecherin verschwunden. Statt ihrer blinzelte ein nervöser Mann mit randloser Brille und Halbglätze in die Kamera. Unter ihm die Informationen zu seiner Person. *Dr. Adil Rhamani, Astrophysiker am Harvard-Smithsonian Center, Entdecker des Asteroiden Seth.*

Luca verschränkte die Arme vor der Brust und schmolte. »Du bist gemein.«

»... davon aus, dass er die Erde knapp verfehlen wird. Dennoch müssen wir über Möglichkeiten diskutieren, wie wir ihn schlimmstenfalls von seiner Flugbahn ablenken können ...«

»Maaama«, rief Luca. »Chris lässt mich nicht die Killerbande sehen.«

Wütend trat Chris gegen den Sessel, auf dem Luca es sich bequem gemacht hatte. Sein Bruder konnte eine echte Nervensäge sein. Er war Mamas Liebling und spielte das immer wieder gegen ihn aus. »Verdammt Luc, das ist wichtig. Raffst du das nicht?«

»Ist mir egal«, murzte Luca. »Heute darf ich bestimmen, hat Mama gesagt.«

Bevor Chris ihn aufhalten konnte, stand er auf und hechtete zum Fernseher. Da Luca erst elf war, hatten ihre Eltern die Stimmenerkennung für ihn nicht freigeschaltet, doch konnte er das Gerät immer noch manuell bedienen. Mit flinken Fingern wischte er sich durch die Kanäle.

»Bild aus«, befahl Chris. Das Bild verschwand, ließ nur die hauchfeine, transparente Scheibe zurück.

»Du Blödarsch«, schimpfte Luca. »Schalt den Fernseher wieder an. Sofort.«

»Ach leck mich, du Zwerg.« Chris erhob sich und stapfte wütend aus dem Zimmer, Lucas Beschimpfungen ignorierend. Nun musste sein kleiner Bruder einen Erwachsenen bitten, den Fernseher wieder einzuschalten, denn Chris würde es ganz gewiss nicht tun. Allerdings war sein Vater zum Sportplatz gefahren, Fußball spielen – eine Leidenschaft, die keiner seiner

Söhne teilte. Das bedeutete, Luca musste nach unten in den Blumenladen gehen, wo ihre Mutter für morgen einen Trauerkranz steckte. Sie hasste es, unterbrochen zu werden, wenn sie mit ihrer Arbeit unter Zeitdruck stand, selbst wenn es sich dabei um ihr Nesthäkchen Luca handelte.

Schnell schloss er die Tür zu seinem Zimmer ab, damit Luca ihn nicht verfolgen und vollnörgeln konnte. Allerdings schien der das gar nicht vorzuhaben, denn Chris hörte, wie sein Bruder die Wohnungstür öffnete und nach unten rannte.

Mist. Auf die Vorwürfe seiner Mutter hatte er keine Lust. *Pass auf deinen Bruder auf. Gib ihm seinen Willen, du bist doch der Ältere und Vernünftigere.* Er konnte das Gelaber nicht mehr hören. Eilig schlüpfte er in seine Dienstkleidung – weiße Hose mit hellblauem Shirt, auf dem in Brusthöhe der Aufdruck *Seniorenresidenz Rosengarten, Christopher Engel* prangte – und huschte in den Flur hinaus. Die Wohnungstür stand offen. Von unten drang die aufgeregte Stimme seines Bruders zu ihm hinauf, gefolgt von dem Gemurmel seiner Mutter, das eindeutig unwillig klang. Zwei Stufen auf einmal nehmend hechtete Chris die schmale Treppe hinab, quetschte sich an der Kellertür und den Mülltonnen im Flur vorbei und durch die Hintertür nach draußen in den Hof. Schon hörte er die Schritte seiner Mutter und seines Bruders auf der Treppe.

Nichts wie weg.

In der Seniorenresidenz stapfte er in den Aufenthaltsraum, nahm sich einen Becher Kaffee und ließ sich auf das durchgesessene Sofa fallen. Gabi, eine junge Pflegerin mit langem, aschblondem Haar, saß am Tisch und aß Nudelsalat aus einer Plastikschüssel.

»Du bist heute aber früh«, sagte sie mit einem Blick auf die Wanduhr.

»Zuhause war dicke Luft.« Chris schlürfte seinen Kaffee und starrte auf

den Fernseher an der Wand. Nachrichten ohne Ton. »Hast du das von dem Asteroiden gehört?«, fragte er.

Gabi nickte, schluckte den Bissen, den sie gerade kaute, und wandte sich ihm zu. »Beängstigend, was? Seit ich davon gehört habe, bete ich darum, dass er uns verfehlt.«

Chris schnaubte. »Beten hilft da wenig. Wenn uns das Ding trifft, sind wir am Arsch.«

Gabi erbleichte. »Hör doch auf. Darüber will ich gar nicht nachdenken. Wir müssen auf Gottes Führung vertrauen. Er wird nicht zulassen, dass uns etwas geschieht.«

Nur mit Mühe gelang es Chris, ein spöttisches Grinsen zu unterdrücken. Gabis Glauben war unerschütterlich, was sie in seinen Augen fast schon zu einem Freak machte. Kaum jemand glaubte noch an einen Gott. Kirchen verwaisten, Gemeinden starben aus und es mangelte an Priesternachwuchs, obwohl katholische Pfarrer neuerdings sogar heiraten durften. Nur einige wenige Alte und Freaks hielten am Christentum fest.

Gerne hätte Chris ernsthaft über die Bedrohung diskutiert, doch mit Gabi gestaltete sich das schwierig. Gott war ihre Antwort auf alles. Das nervte ihn.

»Vielleicht will Gott uns gar nicht retten«, provozierte er. »Vielleicht hat er den Brocken sogar geschickt, weil er der Meinung ist, dass wir seine Erde lange genug ausgebeutet haben oder er will einfach nur ein wenig Schwung in die Bude bringen.«

Erschrocken riss Gabi die Augen auf. Ihre Hand wanderte zu dem goldenen Kreuz, das sie an einer Kette um den Hals trug. »Chris. Du solltest keine Witze darüber machen. Der Glaube kann in einer Krisensituation Wunder wirken.«

Während er noch überlegte, ob er ihr gestehen sollte, dass er in einer Notlage eher an humanitäre als an geistliche Hilfe glaubte, bemerkte er eine vertraute Gestalt, die den Gehweg entlang Richtung Eingang spazierte. Mariam. Vor Freude und Überraschung schlug sein Herz einen Takt schneller.

Unwillkürlich fuhr er sich durchs Haar, versuchte, die blonden Strähnen in eine angemessene Form zu zupfen. Üblicherweise besuchte Mariam ihre Großmutter samstags, manchmal auch mittwochs. Zum ersten Mal, seit er in der Seniorenresidenz arbeitete, kam sie an einem Dienstag. Sie lief langsam und betrachtete die Umgebung, als sähe sie alles zum ersten Mal. Wind zerzauste ihre kastanienbraunen Locken. Sie hielt inne und schloss die Augen, wandte ihr Gesicht der Sonne zu. Chris lächelte. Sie sah wunderschön aus.

Aufgeregt sprang er auf und verließ den Aufenthaltsraum, lungerte stattdessen im Foyer herum und wartete. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis sie endlich durch die Eingangstür trat.

Mit gespielter Überraschung wandte er sich ihr zu. »Oh, hi. Was machst du denn hier?«

Sie lächelte nicht, als sie antwortete. Hatte er sie durch irgendwas verärgert?

»Ich will meine Oma besuchen. Ist doch nicht verboten, oder?«

»Nein, nein«, beschwichtigte er. »Aber normalerweise kommst du samstags oder mittwochs.«

Mist. Er hatte sich verraten. Nun wusste sie, dass er sich gemerkt hatte, an welchen Tagen sie ihre Großmutter besuchte. Hoffentlich hielt sie ihn jetzt nicht für einen Stalker. Schweigend erwiderte sie seinen Blick, ein leises Lächeln auf den Lippen, das irgendwie traurig wirkte. Nervös ballte er die Hände zu Fäusten. Warum sagte sie nichts?

»Hättest du vielleicht Lust, mit mir auszugehen?« Die Frage sprudelte aus ihm heraus, bevor er sie aufhalten konnte. Seit Wochen spielte er mit dem Gedanken, sie um eine Verabredung zu bitten und hatte es doch nie gewagt. Anscheinend verlieh ihm die Möglichkeit eines Asteroideneinschlags Mut. Mit jeder Sekunde, in der sie nicht antwortete, sank seine Hoffnung. Wie konnte er glauben, dass ein Mädchen wie sie mit ihm ausgehen würde? Sie war hübsch und gebildet. Tochter aus gutem Hause, während sein schlaksiger Körper in Secondhand-Klamotten steckte und er an den Wochenenden mit

dem Roller Pizza ausfahren musste, um seinen Autoführerschein zu finanzieren. Was sollte ein Mädchen wie sie von einem Jungen wie ihm wollen?

»Okay«, sagte sie.

Okay. Sie hatte okay gesagt. Das bedeutete ja. Sein Herz machte einen Sprung. »Klasse. Wann hast du Zeit?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Egal. Ich hab Ferien. Ich kann immer.«

Wow. Das wurde ja immer besser. »Heute und Morgen arbeite ich im Spätdienst. Wie wäre es mit Donnerstag? Um sieben?«

Mit einem Nicken signalisierte sie ihr Einverständnis. »Sollten wir nicht unsere Handynummern austauschen? Nur zur Sicherheit.«

»Ja, ja klar.« Hektisch zerrte er sein Handy aus der Hosentasche und drückte auf Aufnahme. Das Ding hatte schon bessere Zeiten gesehen, aber es erfüllte seinen Zweck.

Abwechselnd diktierten sie einander ihre Nummern. »Alles klar«, sagte er, als sie geendet hatte. »Ich ruf dich an.«

Sie lächelte, diesmal etwas fröhlicher, und ging. Breit grinsend beobachtete er, wie sie im Fahrstuhl verschwand. Mochte die Welt auch untergehen – er hatte Mariam um ein Date gebeten und sie hatte ja gesagt. Beflügelt machte er sich an die Arbeit.

Das Leben war wunderbar.

Donnerstag, 1. April

Mariam

»... die in diesem Augenblick im chinesischen Jiuquan starten. Die drei Raumschiffe sind ausgestattet mit auffaltbaren Sonnenspiegeln, mit Hilfe derer die Oberfläche des Asteroiden erhitzt und zum Verdampfen gebracht werden soll. Dies ist die erste Abwehrmaßnahme von NEOshield, einer Initiative, die sich seit fünfundzwanzig Jahren mit erdnahen Objekten und deren Vernichtung befasst ...«

»Schalt bitte den Fernseher aus, Kind. Ich will das nicht mehr hören«, seufzte Mariams Großmutter. »Und gib mir die Schokoladentrüffel vom Tisch. Ich brauche jetzt etwas Süßes.«

»Okay.« Mariam nahm die altmodische Fernbedienung und tippte auf den Aus-Schalter. Ihre Großmutter hielt stur an ihrem fast schon antiken Plasmafernseher fest, genauso wie an ihrer Vorliebe für Schokoladentrüffel. Regelmäßig brachte Mariam ihr eine Packung mit, üblicherweise die billigen vom Discounter. An diesem Tag jedoch war sie extra in den Feinkostladen gegangen, um eine Schachtel hausgemachte Edeltrüffel zu besorgen.

»Warum hast du denn die teuren gekauft?«, fragte ihre Großmutter vorwurfsvoll, während sie die Schleife aufzog und die Schachtel öffnete. Mit andächtiger Miene löste sie eine mit Kakao bestäubte Kugel aus einem der Papierförmchen. Ihre Augen leuchteten erwartungsvoll.

»Hmmm«, genießerisch schob sie sich den Trüffel in den Mund und schloss die Augen.

Mariam betrachtete sie. Tiefe Falten zerfurchten ihre olivfarbene Haut, die

Zeichen ihres harten Lebens. Dennoch wirkte sie nicht wie eine achtzigjährige Frau. Die Proportionen ihres kantigen Gesichts waren erhalten geblieben, die dunklen Augen klar und aufmerksam. Die Haare zwar weiß, aber kräftig und voll.

Schmerzhaft zog sich Mariams Herz zusammen. Ihre Großmutter mochte unter Diabetes leiden und nur ein Bein haben, doch sie stand noch lange nicht an der Schwelle zum Tod.

Als hätte ihre Großmutter ihre Gedanken gehört, öffnete sie die Augen und sah Mariam forschend an. Schnell blickte sie weg. Aus irgendeinem Grund fühlte sie sich ertappt. Ihre Großmutter musste sich sowieso schon wundern, weshalb Mariam sie auf einmal jeden Tag besuchen kam.

»Was ist mir dir, *Azizam*? Du siehst schon seit Tagen so traurig aus?«

Nervös strich sich Mariam die Haare hinter die Ohren. Großmutter konnte sie einfach nichts vormachen.

»Ach nichts. Ich bin nur müde vom vielen Lernen.« Ein Finger legte sich unter ihr Kinn, hob es sanft empor.

»Sieh mich an, Mariam.«

Widerwillig hob sie den Blick.

»Wissen zu erlangen ist gut«, fuhr ihre Großmutter fort. »Doch ebenso wichtig ist auch, dass du lernst, das Leben zu genießen. Spaß zu haben. Du denkst vielleicht: Was schert es mich? Ich bin jung, ich sterbe irgendwann in ferner Zukunft. Glaube mir, Kind: *Irgendwann* kommt schneller als du denkst.«

Wie Recht sie hatte. Nur dass *irgendwann* nicht *irgendwann*, sondern in exakt zehn Tagen kam. Die Wahrheit verdichtete sich in Mariams Kehle zu einem harten Klumpen, der es ihr unmöglich machte, etwas zu erwidern. Nicht zum ersten Mal an diesem Tag spürte sie, wie sich Tränen in ihren Augen sammelten. Diesmal gelang es ihr nicht, sie zurückzuhalten. Ohne dass Mariam es wollte, strömten sie ihre Wangen hinunter. Ihre Großmutter runzelte die Stirn.

»Warum weinst du? Hast du Kummer?«

Mariam kniff die Lippen zusammen wie ein trotziges Kind und schüttelte den Kopf. Zu mehr war sie nicht imstande.

Die warmen Hände ihrer Großmutter schlossen sich um ihre. Mit dem Daumen strich sie sanft über Mariams Haut. Sie sagte nichts mehr, ließ sie einfach weinen. Irgendwann zog sie ein Stofftaschentuch aus ihrer Jersey-Hose und reichte es ihr. Mariam fixierte die Packung Trüffel, nur um nicht auf den Stumpf blicken zu müssen, der unter dem Hosenbein verborgen war und der ihren Tränen zusätzlich Nahrung geben würde.

Warum konnte ihr Vater nicht dafür sorgen, dass Großmutter einen Platz im Bunker bekam? Schließlich handelte es sich um seine Mutter. Was machte eine Person, noch dazu eine so schwächliche, schon für einen Unterschied? Sie musste mit ihm sprechen, musste versuchen, ihn zu überreden.

Jetzt gleich.

Schluchzend schnäuzte sie in das Taschentuch.

»Ich ... ich muss gehen, Oma. Ich ...«, sie wollte sagen, dass sie noch lernen musste, doch hielt sie die Worte im letzten Moment zurück. Lernen war keine gute Ausrede. »Ich bin verabredet. Mit einer Freundin.«

Ihre Großmutter nickte, musterte sie dabei mit gerunzelter Stirn. »Ich verstehe.«

Hitze stieg in Mariams Wangen. Sie hatte das sichere Gefühl, dass die alte Frau wusste, dass sie log. Eilig erhob sie sich. »Brauchst du noch etwas, bevor ich gehe? Deine Handcreme oder ein Glas Wasser vielleicht?«

Ihre Großmutter winkte ab. »Nein, geh nur. Geh.«

An der Tür hielt Mariam noch einmal inne. »Ich hab dich lieb, Oma.«

»Ich dich auch, mein Stern. Ich dich auch.«

Mariam zögerte. Täuschte sie sich, oder glänzten die Augen ihrer Großmutter tränenfeucht? Warum war sie so traurig?

Bevor sie fragen konnte, senkte die alte Frau den Blick und scheuchte sie mit der Hand wedelnd hinaus. »Nun geh schon. Ich habe zu tun.«

Wütend warf Mariam das Telefon auf die weiße Wildledercouch, bevor sie sich in die Kissen fallenließ und die Arme vor der Brust verschränkte. Alles Mist. Nach zwei Tagen hatte sie endlich ihren Vater erreicht, und dann hatte er einfach aufgelegt, mitten im Satz. Scheinbar hatte sie ihn mit ihrer Bitte, Großmutter einen Platz im Bunker zu verschaffen, regelrecht aus der Fassung gebracht. Sie glaubte sogar, ein Schluchzen gehört zu haben, bevor die Verbindung endgültig abbrach. Bisher hatte sie sich keine Gedanken über den Gemütszustand ihrer Eltern gemacht, doch jetzt musste sie erkennen, dass die Sorgen und Ängste auch auf ihren Schultern lasteten. Aber warum zeigten sie es nicht? Sie wollte nicht immer beherrscht sein, sie wollte über ihre Gefühle reden und weinen dürfen, wann immer ihr danach war.

Und sie wollte nicht nur rumsitzen und warten. Warten darauf, dass die Zeit verging und die Abwehrmaßnahmen der Regierung Früchte trugen, oder dass sie sich mit ihrem Einzug in die Biosphäre abfand.

Wenn wenigstens dieser blöde Kryoschlaf nicht wäre.

Die Vorstellung war gruselig, und je mehr sie im Internet darüber recherchierte, umso beängstigender wurde es. Abgesehen von der langen Zeit ohne Bewusstsein, in der sie Fremden ausgeliefert wäre, konnte viel schiefgehen. Mit verheerenden Folgen. Abgestorbene Gliedmaßen, ein Gehirn wie eine matschige Erdbeere und Organversagen waren nur drei mögliche Konsequenzen.

Noch immer wütend schnappte sie sich den Energy-Drink auf dem Couchtisch und öffnete ihn. Chris streifte ihr Bewusstsein. In einer Stunde wollte sie ihn treffen. Was hatte sie sich nur dabei gedacht, sich mit ihm zu verabreden? Sie musste ihm absagen. Das wäre vernünftig.

Sie trank einen Schluck und schnaubte. Zeitlebens war sie vernünftig gewesen, hatte lieber gelernt, anstatt auszugehen. Eine Einser-Schülerin wollte sie sein. Oder hatten das ihre Eltern gewollt? Sie war sich da gar nicht

mehr so sicher. Egal. Jetzt wartete nur noch der Bunker auf sie und mit ihm die Erinnerung an ein Leben voller Verzicht.

Sie sollte das Beste aus der verbleibenden Zeit machen. Aber war ein erstes Date vor der Kulisse des drohenden Weltuntergangs nicht absolut lächerlich? Was hatte es für einen Sinn Chris in ihr Leben und ihr Herz zu lassen? So kurz vor dem Ende. Damit verletzte sie sich nur selbst. Zudem würde sie die ganze Zeit über ein schlechtes Gewissen haben, weil sie ihm nicht die Wahrheit erzählen durfte.

Tags zuvor hatte Chris ihr am Telefon amüsiert erzählt, dass seine Mutter plante, den Keller mit Konserven zu füllen, was er für unnötig hielt. Er glaubte fest an ein gutes Ende. Es war Mariam schwergefallen, ihm daraufhin nicht die Wahrheit zu erzählen. Gleichzeitig war sie froh gewesen, dass er ihr Gesicht nicht hatte sehen können, während sie behauptete, dass ihre Mutter das Gleiche tat und ihm riet, zusätzlich einen Wasservorrat und ein Erste-Hilfe-Set zu kaufen. Wie schwer würde es erst sein, das Geheimnis für sich zu behalten, wenn sie ihm gegenüberstand? Seine graublauen Augen machten ihre Knie weich, dazu noch dieses verschmitzte Lächeln, das Grübchen in seine Wangen zauberte. Niemals könnte sie ihn ansehen und so tun, als wäre alles in Ordnung.

Natürlich wusste sie, dass es niemandem nutzte, wenn sie die Wahrheit erzählte, dafür sorgte ihre Mutter. Andauernd erinnerte sie Mariam daran, dass einzig die Menschen in den Biosphären langfristig eine Überlebenschance hatten.

Bei genauer Betrachtung erschien Mariam aber selbst das Überleben nach dem Kyroschlaf im Bunker ungewiss. Seit dem Absturz eines Jumboplanes vor wenigen Jahren hielt sich ihr Vertrauen in die Technik in Grenzen, was auch der Grund war, warum sie nur ungern flog oder sich in eine Achterbahn setzte. Eine unterirdische Biosphäre, die immerhin den Grundstein ihres Überlebens bilden sollte, war sicher anfällig für Störungen.

Wie zur Bestätigung ihrer Ängste erklang Sirenengeheul, das sich rasch

näherte. Mariam blickte zum Fenster. Handelte es sich um Krankenwagen, Feuerwehr oder Polizei? Sie konnte es nicht sagen, für sie klang alles gleich. Im Grunde wollte sie es auch gar nicht wissen. Einbruch, Überfall, Herzinfarkt, Mord – alles war möglich. Eine weitere Sirene heulte auf, dicht gefolgt von einer dritten. Zuckende Lichter durchschnitten die Dämmerung. Mit klopfendem Herzen wartete sie, bis die Fahrzeuge vorbeigerast waren und das Geheul in der Ferne verklang, dann atmete sie ein paar Mal tief durch und versuchte, ihren Puls zu normalisieren. Vergeblich. Ihr Herz hämmerte unbeeindruckt weiter. Der Energy-Drink machte es nur schlimmer, also stellte sie ihn ab. Sie brauchte etwas Beruhigendes. Einen Kamillentee oder Alkohol.

Kurzentschlossen stapfte sie in den Weinkeller und stahl sich eine Flasche Rotwein aus dem Natursteinregal. Das hatte sie nie zuvor getan. Aber egal, ihre Eltern würden das Zeug sowieso nicht mehr brauchen. Wieder im Wohnzimmer schaltete sie den Fernseher an, nahm sich einen Korkenzieher und ein bauchiges Glas aus der Vitrine und öffnete die Weinflasche. Während sie auf den Bildschirm starrte, leerte sie das erste Glas im Rekordtempo. Jeder Sender schien nur noch ein Thema zu kennen: Seth.

Wie unscheinbar das Ding auf dem Bildschirm wirkte, ein hässlicher, grauer Klumpen, umgeben von Schwärze und zahllosen leuchtenden Sternen. Schnell füllte Mariam das Glas auf und trank. Eine nicht unangenehme Taubheit verbunden mit leichtem Schwindel erfasste sie. Benommen sackte sie zur Seite. Die Digitaluhr am unteren Bildschirmrand verschwamm und sie musste die Augen zusammenkneifen, um die Uhrzeit erkennen zu können. Achtzehn Uhr sechsunddreißig. Noch zwanzig Minuten bis zu ihrer Verabredung mit Chris, doch statt sich herzurichten, lag sie betrunken auf dem Sofa und starrte auf den Fernseher.